

Leseprobe 1

Robin Li

Der Grendel

verbannt in alle Ewigkeit



A n d r o s F
p.machinery

Robin Li
**Der Grendel,
verbannt in alle Ewigkeit**

Leseprobe 1

Vorwort

9

Der übliche Verdächtige

11

Der Schöne und das Biest

173

Frag niemals wie

327

Dankesworte

506

Nachwort

508

AndroSF 45

Robin Li
Der Grendel, verbannt in alle Ewigkeit

AndroSF 45
Leseprobe 1

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografi-
sche Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abruf-
bar.

© dieser Ausgabe: November 2014
Robin Li &
p.machinery Michael Haitel

Titelbild: Martin »Lhûgion« Oder
Layout & Umschlaggestaltung: global:epropaganda, Xlendi
Lektorat: Michael Haitel
Korrekturat: Regina Löwenstein, Ute Taimada, Christian »Mar-
vin« Bressler, Martin Oder, Felix Woitkowski
Herstellung: Schaltungsdienst Lange oHG, Berlin

Verlag: p.machinery Michael Haitel
Ammergauer Str. 11, 82418 Murnau am Staffelsee
www.pmachinery.de
für den Science Fiction Club Deutschland e. V., www.sfgcd.eu

ISBN: 978 3 95765 014 6

Leseprobe aus
»Der übliche Verdächtige«:

Aller Anfang ist Schuld

Es ist eine uralte Weisheit, dass Katastrophen sich immer erst im Nachhinein vorhersagen lassen. Natürlich wird es dadurch für die Betroffenen ungeheuer schwierig, Vorkehrungen zu treffen. Zumindest, solange die Zeitreise noch nicht erfunden ist. Zu dem Zeitpunkt, an dem diese Geschichte beginnt, ist sie es jedenfalls noch nicht.

Dass sie es noch nicht ist, liegt hauptsächlich daran, dass ihr potenzieller Erfinder sich soeben wegen Insubordination, Sabotage und verschiedener anderer Anklagepunkte vor Gericht verantworten muss und deshalb keine Zeit hat, an einer Zeitmaschine à la H. G. Wells zu basteln.

Sowohl der Erfinder selbst als auch das Gericht sind äußerst bemerkenswert und verdienen eine aufmerksame Betrachtung. Der Saal ist zum Bersten voll, die zahlreichen, provisorisch eingerichteten Schwebebühnen bis zum letzten Platz besetzt. Die derzeitige Mode im junganischen Imperium, und eben dort befinden wir uns gerade, basiert auf einer neuartigen, intelligenten monomolekularen Karbonfaser, die Form und Farbe je nach Umgebungstemperatur verändert. Was zur Folge hat, dass das Publikum dieser öffentlichen Verhandlung wirkt wie ein bunter Haufen schmelzender Ostereier.

Der junge Mann, der die zweifelhafte Ehre hat, die Hauptperson in diesem schicksalhaften Szenario abzugeben, hatte sich dagegen für ein T-Shirt und abgetragene Jeans entschieden. Viele Zuschauer ärgern sich darüber. Sie hatten Schwarz erwartet. Tiefes, glänzendes, tückisches Schwarz, dezent aufgehübscht mit einem grellroten Seidentuch um den verräterischen Hals.

Die Verhandlung ist bereits zur Hälfte vorbei, die Anklagepunkte gegen den jungen Mann und zwei seiner mutmaßlichen Helfershelfer verlesen. Die vertraglich festgelegten Beleidigungen der Berater (ähnlich wie Anwälte, nur nicht ganz so eifrig, da sie nicht von einer Rechtsschutzversicherung bezahlt werden) werden fast unhörbar im Hintergrund ausgetauscht.

Der Richter bittet energisch um Ruhe. Die Menge gehorcht augenblicklich.

Der junge Mann schweigt geduldig. Niemand hat ihm bisher eine Frage gestellt. Endlich holt der Richter das Versäumte nach.

»Und? Hast du dazu irgendwas zu sagen? ›Schuldig‹ oder ›nicht schuldig‹ zum Beispiel?«

Nicht weniger flapsig als die Frage des Richters klingt die Antwort des Jungen.

»Schuldig. In allen Punkten, wenn Sie wollen, einschließlich derer, die Sie nur erfunden haben.«

Bevor der Richter ihn angemessen zurechtweisen kann, hebt der junge Mann beschwichtigend die Hände.

»Schon gut, schon gut. Schuldig. Meinetwegen. Ich möchte nur noch eine Bitte äußern, wenn Sie erlauben.«

Der Richter zögert, gibt dann aber mit einem knappen Nicken zu verstehen, dass er unter Umständen geneigt wäre, sich eine Bitte gefallen zu lassen. Um die Worte des Jungen hören zu können, muss der Richter erneut um Ruhe bitten. Der Tumult nach dem Schuldeingeständnis ist ohrenbetäubend. Als er sein eigenes Wort wieder verstehen kann, nutzt der Junge die Gelegenheit und trägt seine Bitte vor.

»Ich will nicht, dass überall herumerzählt wird, ich hätte bei der Sabotage der Schiffe irgendwelche Unterstützung gebraucht. Meine angeblichen Helfershelfer haben mit der Sache nur insofern zu tun, als dass sie mich fortwährend behindert haben. Ohne ihre sogenannte Hilfe wäre ich mit Sicherheit effizienter gewesen. Außerdem ging mir die ständige Nörgelei entsetzlich auf die Nerven. Also bitte, blamieren Sie mich nicht, indem Sie mich mit diesen Versagern in der Öffentlichkeit in Verbindung bringen. Das wäre dann alles.«

Der Richter lächelt das Lächeln eines Mannes, der in tiefer Seele Befriedigung gefunden hat. Traumwandlerisch verkündete er das Urteil. Verbannung auf unbestimmte Zeit für den Saboteur, Freispruch für die beiden anderen, die offenkundig nur zwei weitere Opfer dieser teuflischen Kreatur geworden waren. Und wenn es nach ihm ginge, schwor sich der Richter, würde es keine weiteren Opfer mehr geben. Nie wieder. Auch wenn das bedeuten mochte, dass er sich mit diesem Urteil eine Aufgabe fürs Leben geschaffen hatte.

Leseprobe aus
»Der übliche Verdächtige«:

Die Assistentin

[...]

»Die altehrwürdige und fortschrittliche Rasse der Jungas ist über so rudimentäre Gefühle wie Scham und Schadenfreude längst hinausgewachsen ...«, heißt es in einer der Broschüren, die für alle weniger fortschrittlichen Rassen im Fremdenverkehrsamt gedruckt wurden. Kimmi hatte einmal kurz darin gelesen und sie dann angewidert in die Endablage gefeuert.

Ob es den Jungas nun passte oder nicht, man merkte ihnen immer noch an, dass ihre Vorfahren einst auf der Erde heimisch waren. Die Ähnlichkeit mit den Menschen betraf nicht nur das äußere Erscheinungsbild, sondern in erster Linie ihre genetisch programmierten Verhaltensweisen, bis hin zu dem unausrottbaren Verlangen sich die Haare zu färben. Trotzdem hatten die Jungas es geschafft sich eine Gesell-

schaft aufzubauen, in der es keine Benachteiligungen mehr gab. Zumindest nicht für jene, die die Regeln befolgten. Theoretisch gab es für jeden Einzelnen von ihnen genug Platz um seinen eigenen Planeten zu besiedeln. Die Praxis sah zwar ganz anders aus und tendierte eher zur Bildung von dicht besiedelten Ballungszentren mit wenigstens zehntausend Jungas pro Sonnensystem, aber niemand dachte viel darüber nach. Ein Währungssystem im Sinne, wie es auf der Erde gerade wieder in Mode kam, gab es natürlich auch nicht. Leistungskonten ersetzt es, wobei man mit Fleiß und Hingabe oder wahlweise mit guten Beziehungen ordentlich Punkte sammeln konnte, um sich zum Beispiel eine nagelneue Jacht leisten zu können.

Kimmi fühlte sich ausgesprochen fleißig, weil ihr neuer Flitzer (auch ein Selfish) heute Abend in ihrer Garage darauf warten würde, von ihr spazierengeflogen zu werden. Aber noch war es nicht soweit. Noch fragte sie sich, was ihre per Definition ach so abgeklärten Kolleginnen denn so erheiternd finden mochten. ›Vielleicht‹, dachte sie, ›vielleicht liegt es daran, dass ich dumme Kuh noch immer meinen Morgenmantel trage.‹

Solcherlei Kleinigkeiten brachten eine Khimmera Wallectris allerdings nicht aus der Ruhe. Mit einem gezielten Gedanken legte sie ihr Lieblingsensemble an, ein kurzes, eng anliegendes Kleid aus federleichtem Airofit mit alternierenden Farbkomplexen. Sie warf der kichernden Schar einen vernichtenden Blick zu.

Der plappernde Haufen verzog sich, um die Neuigkeit möglichst zeitnah auf der ganzen Raumstation herum zu zwitschern. ›Vielleicht lande ich damit sogar in den verdammten Nachrichten‹, dachte sie verärgert.

Aber sie brauchte nur ein paar Minuten, um wieder zu sich selbst zu finden. Mit neuem Elan stürzte sie sich auf die Unterlagen. Der Chefinspektor hatte die Akte des Grendels gerade wieder freigegeben. Das war gut, denn Kimmi war damit bei Weitem noch nicht fertig. Liebevoll fütterte sie Detail für Detail in das Speicherrelais ein. Anschließend würde sie eine Kopie anfertigen und diese an den Wächter des Grendels senden.

Sicherlich würde der Wächter sehr erleichtert sein, zu erfahren, dass die Verwaltung nach eingehender Überprüfung weder an seiner Arbeit, noch an den Fortschritten des Grendels etwas auszusetzen hatte.

Ganz im Gegensatz zur populären Meinung hatte sich der Grendel in letzter Zeit erfreulich ruhig verhalten. Ihrer Ansicht nach verdiente er solche Beinamen wie ›Geißel der Galaxie‹, ›Das Monster‹ oder ›Albtraum der Götter‹ gar nicht. Aber sie arbeitete ja auch erst seit zweiundsechzig Jahren im Archiv. In dieser Zeit hatte er nicht viel angestellt. Der Verbannte aus den Berichten hatte kaum Ähnlichkeit mit dem Grendel aus den Gruselgeschichten, mit denen es ihrer Mutter gelungen war, sie nächtelang wach zu halten.

Irgendwann, so nahm sie sich vor, würde sie den Mut aufbringen und auch die früheren Einträge aus Grendels Datei lesen, um herauszufinden, was damals wirklich geschehen war. Jene Einträge also, von denen ihr Vorgesetzter behauptete, sie enthielten die schrecklichsten Taten, die seit der Aufzeichnung junganischer Geschichte jemals begangen worden seien.

Kimmis Bericht dagegen umfasst nur die Ereignisse des letzten Monats, inklusive Statistik und mehrerer Diagramme, die den Fortschritt des Verbannten dokumentierten. Man hatte ihr eingeschärft, dass diese Informationen die wichtigste Arbeitsgrundlage der Wächter darstellten und mit äußerster Sorgfalt zu behandeln seien.

Kimmi hätte es sicher erstaunt zu erfahren, welchen Stellenwert die Außendienstmitarbeiter den umfangreichen Akten *wirklich* einräumten.

Noch am selben Tag erhielt der Wächter die Daten. Er überflog sie rasch und warf sie anschließend gelangweilt in eine Ecke.

Leseprobe aus
»Der übliche Verdächtige«:

Der fallende Stern

›Wer unaufmerksam durch das Leben geht, der verschwendet es‹, hatte sein Lehrer ihm ohne nennenswerten Erfolg einzuschärfen versucht. Doch in diesem Augenblick gewannen die Worte für Gero von Lüttich enorm an Bedeutung. Seine Aufmerksamkeit galt derzeit der tödlichen Schneide eines Schwertes, die zielsicher auf ihn niedersauste. Geistesgegenwärtig rollte er sich herum, sprang vom staubigen Boden auf und hechtete hinter einen Baum.

›Das war sehr, sehr knapp‹, dachte er. Als etwas mit der Wucht eines Schmiedehammers gegen den Stamm schmetterte, zählte er bis zwei und duckte sich. Der sadistische Mistkerl enttäuschte ihn nicht. Er wartete die ›drei‹ nie ab. Niemals. Gero schnellte unter der Waffe des Berserkers hindurch und drehte sich noch in der Bewegung, um den unweigerlich folgenden Schlag abzuwehren. Panisch rang er nach Luft. Das Ganze wurde langsam ein bisschen anstrengend. Heißes Blut schoss ihm in den Kopf und donnerte durch seine Ohren. Er war diesem Irren jetzt schon siebzehn mal in Folge ausgewichen, ohne selbst auch nur einen Schlag anbringen zu können. Die wuchtigen Hiebe trieben ihn immer weiter zurück bis zum Ende des Vorplatzes. Mit einem verzweifelten Satz brachte er sich hinter der Gartenmauer in Sicherheit. Hier gönnte er sich einen tiefen Atemzug und wischte sich den Schweiß aus den Augen. Als er wieder klar sehen konnte, bereute er es sofort. Direkt vor seiner Kehle tanzte Morgens Sterns Schwert. Dahinter kam, und das war noch sehr viel beunruhigende, der Hauptmann selbst zum Vorschein.

›Das war eine jämmerliche Vorstellung‹, knurrte er wütend. Wachtmeister von Lüttich schluckte behutsam. Sein

Adamsapfel streifte die Schwerts Spitze und hüpfte erschrocken zurück. Es war nicht das erste Mal, dass der Hauptmann ihm vor versammelter Mannschaft eine Lektion erteilte. Das machte er in schöner Regelmäßigkeit mit all seinen Führungsoffizieren. Nur war Morgenstern heute dermaßen schlecht gelaunt, dass Gero sich ernsthaft vor ihm fürchtete. An ganz normalen Montagen war er meist schon so unausstehlich, dass Gero lieber gegen zehn Wikinger kämpfen würde, als gegen einen miesepetrigen Morgenstern. Aber heute, fand Gero, übertrieb er es ganz entschieden.

Hauptmann Kaiman Morgenstern, Anführer der Stadtwache und oberster Heerführer derer von Sonnenberg, blickte dem von Lüttich nach, als dieser mit hängendem Kopf auf den Übungsplatz zurückkehrte. »Entweder«, dachte er bei sich, »von denen ist plötzlich keiner mehr in Form, oder ich nehme sie heute zu hart ran.« Nun, damit konnte er leben.

Womit er viel weniger leben konnte, war jene unsägliche Geburtstagsfeier für diesen Taugenichts von Thronfolger. Und natürlich die Tatsache, dass er für die Sicherheitsvorkehrungen verantwortlich war. Der ganze rausgeputzte Haufen kriecherischer Höflinge versammelte sich morgen im Thronsaal, um dem Herzog und seinem Sprössling Loyalität vorzuheucheln. Wütend hieb der Hauptmann auf den nächsten Kandidaten ein, der dieses Schicksal in keiner Weise verdient hatte. Als sein Gegner Minuten später entwaffnet am Boden lag, hielt der Hauptmann inne. Der Mann namens Stephano, Spitzname »Der Brecher«, wollte ihm offenbar etwas mitteilen. Seine Augen wanderten immer wieder zum Rand des Exerzierplatzes, während der Rest von ihm atemlos verharrte. Morgenstern zog das Schwert zurück und folgte dessen Blick. Nestor stand am Rande des Vorplatzes. Der Kammerdiener des Herzogs. Was wollte der von ihm? Freiwillig kam er ganz sicher nicht hier her. Wenn der Herzog Nestor als Boten schickte, dann erstens, um ihn schwitzen zu sehen, und zweitens, weil er wusste, dass der Hauptmann ihn in jedem Fall ungeschoren lassen würde. Morgenstern neigte gelegentlich zu Überreaktionen, wenn er einen schlechten Tag hatte. Und die Montage waren bei seinem Hauptmann, das wusste der Her-

zog, besonders schlecht. Er wollte sich anscheinend nicht schon wieder an ein neues Gesicht unter den Wachen gewöhnen müssen, nur weil der Bote die nächsten Wochen im Lazarett verbringen durfte.

Der Hauptmann ließ von seinem erleichterten Opfer ab und marschierte mit energischen Schritten auf den mutmaßlichen Überbringer schlechter Nachrichten zu. Nestor dienerte eifrig und stotterte nervös seine Botschaft.

Hauptmann Kaiman Morgenstern schluckte schwer. Manchmal wachte er morgens auf und glaubte, die Götter hätten einen Fehler gemacht. Dieses Leben konnte doch unmöglich für ihn gedacht sein. In solchen Fällen wandte er sich pauschal an jede Gottheit, die ein wenig Interesse für ihn aufbringen mochte, und bat sie eindringlich, diesen Fehler möglichst bald zu korrigieren. Jetzt war wieder so ein Moment, allerdings war er hellwach.

»Wie war das?«, knurrte er den Boten finster an. Der Diener zitterte. Noch unverständlicher als zuvor wiederholte er die Nachricht. »Derderder Herzog wünscht Euch zu sehen ..., HeHeHerr. Er lässt Euch ausrichten, dassdassdass Ihr noch heute für Eure V...«, an dieser Stelle räusperte sich Nestor verzweifelt, dann setzte er erneut an: »... für Euch, ich meine für Euren Ver...« Der Hauptmann würgte ihn mit einer herrischen Geste ab. Er hatte also doch richtig verstanden. Der Inhalt der Nachricht blieb ihm dennoch ein Rätsel.

Mit schleppenden Schritten, die im Vergleich zu seiner gewohnten Gangart einer Bankrotterklärung gleichkamen, machte er sich auf den Weg zum Thronsaal. Die verblüfften Blicke seiner Männer nahm er gar nicht mehr zur Kenntnis. Doch da er keine neuen Befehle gegeben hatte, zuckten sie nur mit den Schultern und fuhren mit ihren Übungen fort. Allerdings bedeutend gemächlicher.

Nestor folgte dem Hauptmann ininigem Abstand mit der leidgeprüften Ergebenheit eines geprügelten Hundes. Außerdem folgten dem Hauptmann die Blicke einer schlanken, gut gewachsenen blonden Magd, die jedoch nicht damit rechnete, dass der Hauptmann sie zur Kenntnis nahm. Sie hatte sich längst daran gewöhnt, dass er grundsätzlich nur dienstags Zeit für sie hatte. Nach Feierabend.

Morgenstern bemerkte das Mädchen zwar, verschwendete aber keinen Gedanken an sie. Er hatte auch gar keinen übrig. Mit jedem Schritt brannten sich die Worte des Herzogs tiefer in seine Magengrube. ›... Verrat!‹, hallte es in seinem Kopf wieder und wieder. ›... Verrat ... Verrat ... Verrat.‹

Aber so sehr er sich auch bemühte, er kam einfach nicht dahinter, was zum Henker das bedeuten sollte. Zugegeben, er hatte eine Menge auf dem Kerbholz. Doch Verrat zählte ganz sicher nicht dazu. Er hatte Lothar dem Dritten immer die Treue gehalten. Obwohl dieser sadistische, arrogante, selbstherrliche Vertreter der herrschenden Klasse sie natürlich ganz und gar nicht verdiente. Beiläufig bückte sich der Hauptmann und hob einen kleinen Kieselstein auf. Gedankenverloren wog er ihn in der Hand. Dann, ganz plötzlich, schleuderte er das Steinchen auf einen unscheinbaren Fleck im Schatten der Gartenmauer. Sein Lohn bestand aus einem empörten Quieken. Verbittert dachte er, dass der Kiesel vermutlich intelligenter war als der Herzog. Bei der Ratte hingegen war er sich dessen völlig sicher. Ratten waren beispielsweise nicht so dumm, pausenlos ihre Nachbarn zu überfallen. Der Herzog schreckte nicht mal davor zurück, seine eigenen Höfe ausplündern zu lassen, geschweige die der angrenzenden Fürstentümer. Ab und zu begegnete Morgenstern Überlebenden eines solchen Massakers. Er erkannte sie daran, dass sie über weniger Gliedmaßen verfügten als von Natur aus vorgesehen. Sie vertrieben sich gerne die Zeit damit, ihm mordlüsterne Blicke zuzuwerfen. Er konnte es ihnen kaum verübeln. Schließlich war er es, der die Überfälle nicht nur koordiniert, sondern oft genug auch selbst angeführt hatte.

Der Herzog sonnte sich geradezu in seinem lebhaften Kleinkrieg mit dem Hausmeier von Felsenburg, bei dem es im Wesentlichen darum ging, sich gegenseitig die Schuld für die Übergriffe zuzuschieben. Da Felsenburg sich hartnäckig weigerte, den Sündenbock zu spielen, plante der Herzog jetzt einen neuen Streich gegen seinen Nachbarn. Er hatte seinem Hauptmann befohlen, ihm ›magische Unterstützung‹ zu besorgen. Und so absurd der Befehl auch erschien, ausgeführt hatte er ihn trotzdem. Er war nun mal der Mann des Herzogs. Der Gedanke an Befehlsverweigerung oder gar Untreue kam

ihm gar nicht in den Sinn. Eher hätte er sich vorstellen können von einer hohen Klippe zu springen, oder sein Schwert beiseitezulegen und fortan Kaninchen zu züchten. Deshalb seufzte er nur und schritt weiter aus. Er würde sich, wie üblich, der Laune seines Herren ausliefern und jede Absurdität über sich ergehen lassen, die diesem wahnsinnigen, dekadenten Widerling einfallen mochte. Wofür auch immer.

Ende der Leseprobe 1

Kontakt:

p.machinery
Michael Haitel
Ammergauer Str. 11
82418 Murnau am Staffelsee
Fax +1 267 382 2064
michael@haitel.de
www.pmachinery.de

Die mächtige Rasse der Junga fürchtet sich so sehr vor einer uralten Bedrohung namens »Der Grendel«, dass sie bereits seit 6000 Jahren versucht, alle Beweise ihrer Existenz zu tilgen. Noch gibt es einige Fragmente der Erinnerung aus jenen Zeiten, in denen das Monster sein Unwesen getrieben hat. Verstreut und verloren in den Untiefen der Galaxie.

Doch genau hier verbirgt sich das Wissen, das benötigt wird, um die Gefahr zu bändigen, sollte der Grendel je wieder erwachen. Denn das Monster, der Albtraum der Götter, die Geißel der Galaxie – existiert noch immer ...

Robin Li kam zu Beginn der 80er Jahre als Großstadtkind zur Welt und ist bis heute, trotz Studium in Harvard, Oxford und Cambridge, ein solches geblieben. Ein Doktor in Astro-Physik und einer in Verhaltenspsychologie runden die Ausbildung ab, die schließlich in einer erfolgreichen Karriere als Spezialist für angewandte Kernfusion und einem höchst erfolgreichen Mikrowellenkochbuch mündet. Mit dem vorliegenden Roman erobert Robin Li endlich die Medienwelt und nutzt die willkommene Gelegenheit, Hobby und Beruf miteinander zu verschmelzen. Robins liebste Freizeitbeschäftigung besteht in der Verbreitung hanebüchener und vollkommen frei erfundener Lebensläufe, für die sich bis dato kein Abnehmer finden ließ.

Robin Li
Der Grendel, verbannt in alle Ewigkeit
AndroSF 45
ISBN 978 3 95765 014 6
EUR 15,90 (DE)



Leseprobe 1